



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kuranda, I.: Französisch und Deutsch : Vorlesungen, gehalten im  
Waux-Hall zu Brüssel. I. : Die Sprachen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Französisch und Deutsch.

Vorlesungen, gehalten im Waux-Hall zu Brüssel, von J. Kuranda.

### I.

#### Die Sprachen. \*)

Allbekannt ist die Fabel, die ein griechischer Schriftsteller erzählt: Als Zeus den Menschen erschuf, hing er ihm einen Quersack über die Schulter. In den vordern auf die Brust herabhängenden Theil legte er die Fehler seines Nebenmenschen; in den auf dem Rücken sich befindenden Theil legte er die eigenen Fehler desselben. Daher käme es, daß der Mensch die Fehler seines Nächsten stets vor Augen habe; seine eigenen Fehler aber nicht sehen könne.

Was jener Grieche von dem Menschen im Einzelnen sagte, das läßt sich wohl auf die Völker im Ganzen anwenden. Es giebt Völker, die dreißig Millionen Augen haben für die Fehler der benachbarten Nation, die aber auf sechzig Millionen Augen blind sind, für die Fehler des eigenen Charakters und Lebens.

Die Weltgeschichte ist reich an Beispielen dieser Art, und die Literaturgeschichte folgt hierin getreulich den Schritten ihrer Mutter.

So sehen wir namentlich die französische und deutsche Literatur, statt in schweesterlicher Eintracht mit einander zu leben, sich eifersüchtig einander gegenüber stehen, und wie Maria Stuart und Elisabeth in Schillers

\*) Ich muß darauf aufmerksam machen, daß diese Vorlesungen vor einem Publikum gehalten wurden, welches größtentheils aus Nichtdeutschen bestand. Vieles, was man bei deutschen Hörern als bekannt vorauszusetzen berechtigt ist, mußte hier propädeutisch behandelt werden. Diesen Standpunkt möge man bei diesen Vorträgen nicht außer Acht lassen.

Drama schreit die eine: Ich bin die Königin, und du mußt vor mir knien, indeß die andere ruft: Du bist ein Bastard, und mir gebührt die Krone.

Wahrlich, wenn jene griechische Fabel je eine passende Anwendung gefunden hat, so ist es hier der Fall. — „Die deutsche Literatur ist plump, weitschweifig, unpraktisch, träumerisch“ — schreit man in Frankreich; die französische Literatur ist leicht, unpoetisch, frivol, unmoralisch, nach augenblicklichem Effekt haschend, — schreit man in Deutschland. Den Saß, der auf dem Rücken hängt, sehen beide nicht. Könnte jede dieser Literaturen aus sich heraustreten, und von rückwärts sich beschauen, dann würde sie gerechter gegen die andere, und weniger eingebildet auf sich selbst sein; in dem ewigen Kreis ihrer Selbstbespiegelung steht sie sich stets nur von vorn und lächelt behaglich nur ihrem eigenen Bilde zu.

Aber der geschichtliche Gott, der keinen Widerspruch ungelöst, und keinen Gegensatz unvermittelt läßt, hat auch hier Brücken geschlagen und vermittelnde Punkte zwischen beide Partheien hingestellt. Es ist bekannt, was die Schweiz, und namentlich das kleine Genf in dieser Beziehung gewirkt hat. Rousseau und die Stael sind zwei Fahnenräger, die deutsche Ideen in Frankreich und französische Ideen in Deutschland populär gemacht haben. Aber die Schweiz in ihrer starren Einseitigkeit ist auf halbem Wege stehen geblieben; es bedarf eines schmiegsamern, eines jüngern und modernern Geistes, um das begonnene Werk zu vollenden, und wer wäre dazu geeigneter als — Belgien! Hier in diesem unabhängigen Zwischenlande, das ein deutscher und französischer Volksstamm gemeinschaftlich bewohnt, wo Deutsche und Franzosen in gleicher Anzahl das Gastrecht genießen, hier auf diesem Boden, wo die ersten Reime germanischer Poesie, wie der Reineke Vos u. entsprungen, während in neuester Zeit die Erzeugnisse der französischen Literatur gerade von hier aus ihre Alles überschwemmende Weltwanderung antreten, hier wäre vielleicht der eigentliche Punkt, von wo aus man gerecht und partheilos den Geist beider Literaturen beurtheilen, und Schatten und Licht, und Vorzüge und Mängel am besten abwägen könnte.

Allein mit Schmerz muß man es eingestehen, daß Belgien die hohe und schöne Mission, zu der es berufen, nicht genügend erkennt. Während ist es zu bemerken, wie die edelsten Geister und Patrioten dieses Landes sich bemühen, das Nationalgefühl zu heben und die Saat zu einer Nationalliteratur auszustreuen, ohne zu jenem erfreulichen Resultate zu gelangen, welches so wohlgemeinte Bemühungen verdienen.

Mit mißtrauischem Blicke sehen sie nach Frankreich, mit kaltem Auge nach Deutschland. Und dennoch liegt die Lösung der Aufgabe so nahe. Wie die Mischung zweier Farben eine dritte hervorbringt, so könnte Belgien aus zwei Literaturen den feinsten Geist saugend eine dritte gebären, welcher vielleicht die Blüthe des Germanischen und Gallischen in sich vereint. Mag dann immerhin die Landessprache getheilt sein: flämändisch, wallonisch, der Geist wäre ein und derselbe, er wäre der Sohn beider Nationalitäten und Vater und Mutter würden sich an der Wiege dieses Sohnes um desto wärmer ins Auge blicken und in inniger Umarmung ihren Bund um so fester erneuern.

Daß Belgien dieses Glückes noch nicht theilhaftig wurde, das ist die Folge einer großen Schuld die auf dem Lande lastet, der Schuld, daß es seinem deutschen Nachbarn bisher so kalt und theilnahmslos den Rücken zugewendet hat. Die spätere Geschichte wird es unglaublich finden, daß ein Land, welches so kultureifrig nach allen Seiten umhertastet, die Quelle nicht sah, welche so reich in seiner Nähe sprudelte, eine Quelle voll strömender Poesie, Wissenschaft und Belehrung, so nahe, kaum einige Stunden entfernt, und dennoch so unbekannt.

Daß das Bedürfnis von Vielen gefühlt und verstanden wird, davon geben Sie meine verehrten Hörer, und der ganze zahlreiche Kreis, der hier versammelt ist, den unwiderleglichen Beweis. Wenn auch meine Kraft zu schwach und unbedeutend ist, um die Aufgabe zu lösen, so fühle ich darum nicht minder die Wichtigkeit des Momentes, und mein innigster Wunsch wäre, daß ein anderer Wortkräftigerer, einer der vielen durch tiefe Forschungen und mächtigen Geist leuchtenden Männer meines Vaterlandes, an meiner Stelle zu Ihnen spräche. Es ist heute das Erstmal in Belgien, daß eine Versammlung dieser Art stattfindet, daß ein Kreis von edlen, durch Wissenschaft, geläuterte Bildung und bürgerliche Stellung so bevorzugten Personen sich öffentlich versammelt, um seine Aufmerksamkeit gleichmäßig deutschem Geisteswirken zuzuwenden. Es liegt hierin vielleicht ein befruchtendes Korn zu einer zukünftigen Saat; die Anregung ist von Ihrer Seite gegeben, die Folgen bleiben vielleicht nicht aus. Mögen Sie das Programm dieser Vorträge in diesem Sinne betrachten.

\* \* \*

Die französische und deutsche Sprache, wie verschieden sich auch in ihrer heutigen Ausbildung der Charakter derselben zeigt, so haben

doch beide in ihrer ursprünglichen Geschichte, eine gewisse Aehnlichkeit und manche wichtige Beziehungen stellen sich in ihren Anfängen gleichmäÙig heraus.

Beginnen wir mit dem Französischen.

Bekanntlich theilten sich bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zwei Hauptmundarten in die Herrschaft von Frankreich. Die eine nannte man *la langue d'oc*, die andere *la langue d'oui* oder *la langue d'oïl*. — Die *langue d'oc* war die Sprache des Südens; die *langue d'oui* oder *d'oïl* die des Nordens. Die südliche *De*-Sprache trug ganz den süßen Charakter des Bodens auf welchem sie blühte, ihre Laute waren eben so weich als wie der blaue Himmel der Provence. Die Assonanzen fanden sich überall von selbst ein, die Reime sprangen und klangen von selbst ins Ohr. Wie sollte die Poesie da lange auf sich warten lassen? In der That, bereits im elften und zwölften Jahrhundert, während in ganz Europa, die Poesie noch im tiefsten Schlafe lag, da tönte es und regte es sich in der *langue d'oc* gar lustig und hell. Da klangen die Lieder der Troubadours, jene Morgengesänge der romantischen Poesie, jener fröhliche Hahnenschrei, welcher das schnarchende Mittelalter zu einem schönern, freudigen Tag erweckte. Welch ein Zauber liegt über jene Sprache wie über jene Zeit ausgegossen, wo Dichtung, Liebe, Tapferkeit und Wohlklang des Worts die Aufgabe des Lebens waren.

Die *langue d'oui* oder *d'oïl* hatte zwar auch ihre Poesie, doch diese war viel rauher, kälter und schroffer. Es war die Sprache jener Helden der Normandie, die mehr auf Thaten als auf Empfindungen, mehr auf den Klang der Waffen als auf den Klang der Worte hielten. Welch Wunder, daß die einschmeichelnde *langue d'oc* überall den Vorzug erhielt. Und nicht nur in Frankreich allein.

Wenn man in unsren Zeiten die französische Sprache als Hofsprache fast in ganz Europa findet, so ist dieses durchaus keine moderne Erscheinung; schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert finden wir dieselbe an den meisten Hofslagern, an dem Hofe des Königs Richard Löwenherz in England wie an dem Hofe des Kaisers Friedrich der Rothbart in Deutschland, nur war es die provençalische Mundart welche gesprochen wurde, die *langue d'oc*.

Allein, mit den schrecklichen Kriegen der Albigenser änderte sich bekanntlich Alles. Die schöne Provence wurde verheert, der Glanz der

provenzalischen Ritterschaft vernichtet, die Troubadours verstummen, und als endlich Ludwig VIII. die Provence eroberte, und das südliche Frankreich für immer mit dem nördlichen zu Einem Königreiche vereinigte, da begann allmählig die Sprache des Besiegten vor der des Siegers zurückzuweichen; die milden harmlosen Worte und Gesänge des Südens verschwanden nach und nach, und der härtere, schärfere und dominirende Ausdruck des Nordens behauptete den Platz und die Oberhand.

Es ist dies keineswegs eine besondere Erscheinung in der Geschichte. Nord und Süd stehen fast in ähnlichen Verhältnissen zu einander, wie Verstand und Phantasie, wie Gedanke und Empfindung, wie Mann und Weib.

Der Süden in seiner üppigern, schönern, mildern, weiblichern Natur ist mehr dem Gefühle, der Einbildungskraft, dem Genusse, der Ruhe und Weichlichkeit hingegeben. Im Norden hingegen, wo die Bewohner das Leben mit weit mehr Kampf, Nachdenken und Gewalt dem Boden abzwängen müssen, da ist auch die Heimath der straffen Muskeln, der gehärteten Körper, des kältern berechnenden Ausdrucks. Und wie, trotz aller schönen Reden über Frauenemanzipation, dennoch der Mann stets die Herrschaft behauptet, und wie, trotz aller poetischen Schöpfungen der Phantasie, dennoch der Verstand die Welt regiert, so ist auch zumeist da, wo Süd und Nord aneinander geriethen, der weichliche Süden von der rauhen Männlichkeit des Nordens besiegt worden.

So kam es, daß die Normänner einen großen Theil von Europa sich unterwarfen, daß Italien von den deutschen Kaisern so oft bezwungen wurde; und ist nicht das gebildeteste Reich der südlichen Welt, Rom! von der rohen Gewalt der nordischen Barbaren nieder geworfen worden?

Die sanfte Sprache von Oc machte keine Ausnahme von der Regel. Ihre Verbindung mit der männlichen *langue d'oui* wurde durch keine glückliche Ehe gekrönt. Der Mann riß das Hausrecht an sich; er verbot ihren Gespielinnen und Jugendfreundinnen seine Schwelle und die Kinder wurden ausschließlich in seiner Religion erzogen.

Dieses Uebergewicht der *langue d'oui* hat das Schicksal der französischen Ausdrucksweise für alle Zukunft entschieden. Aus diesem Umstande ging jene Sprache hervor, die wir heute wegen ihrer Klarheit, wegen ihrer Bestimmtheit, wegen ihrer fein begränzenden Schärfe allge-



Dieserjigen unter Ihnen, meine freundlichen Hörer, welche die Pracht des südlichen Deutschlands mit eigenen Augen gesehen haben, die werden es begreifen, wie diese von dem Hauche Gottes geschwellten Gegenden die Heimath so vieler Dichter und Dichtungen geworden sind. In diesen gesegneten, von Neben, Saaten und Waldungen bekränzten Gegenden, durch welche der grüne Rhein, der gelbe Main und die blaue Donau, wie lebensverbreitende Pulsadern sich schlängeln, wo ein treuer hieberherziger Volksstamm in glücklicher Einfachheit die Hütten, Häuser und Landstraßen füllt, dort lebt für den Dichter eine Welt von immer neuen Anregungen. Der deutsche Süden war es, der Schiller und Göthe, Schelling und Hegel, Gluck und Mozart uns gegeben, und derselbe Süden war es auch, der die ältesten Wurzeln unserer Poesie erzeugte. Da wo der neuere poetische Messias der Deutschen in dem Don Carlos und Wilhelm Meister aufgestiegen, in denselben gelobten Landen hatte die deutsche Poesie schon vor sechshundert Jahren ihre Offenbarung erhalten durch die Propheten Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach. Und soll ich den Unterschied zwischen jener altdeutschen Poesie und unsrer jetzigen angeben, so möchte ich sagen: Jene altdeutschen Dichtungen, unter welchen das Nibelungenlied das berühmteste bleibt, verhalten sich zu unsrer jetzigen ohngefähr wie das alte Testament zu dem neuen. Unsere neuere Poesie ist eine unendliche Erweiterung der frühern; aber jene ist immerhin ihre Grundlage. Unsere neuere Poesie ist cosmopolitisch, allgemeiner, auf einen freieren Standpunkt sich stellend, während die altdeutsche Poesie nur mit ihrem eigenen Volke sich beschäftigte. Die neuere Poesie der Deutschen ist eine Weltpoesie; die altdeutsche ist eine Volkspoesie.

Die Hauptsache aber ist folgende. Die heutige deutsche Schriftsprache ist bedeutend verschieden von der Sprache, welche sich im Munde des Volkes befindet. Als Malherbe dem Französischen seine heutige Gestalt gab, da war es die Pariser Mundart, welche er ihr zur Grundlage machte. — „Die Pariser Sprache ist Muster für ganz Frankreich!“ lautete das Gesetz. — Anders ist es in Deutschland. Der Fremde, der uns fragt: In welcher Gegend spricht man denn die Sprache, die man in Euren Büchern findet? dem können wir nicht genügend antworten. Weder in Berlin, noch in Wien, noch in Hamburg, also in den drei Hauptstädten Deutschlands, ist sie die Volkssprache. Das was wir Hochdeutsch nennen, hat bei uns keinen bestimmten Sitz und Boden. Der Poet, das Buch, die Bühne haben einen ganz andern Ausdruck als der Bürger. In jenen

mittelalterlichen Poesien aber, da schöpft' der Dichter unmittelbar aus dem Munde des Volkes, er brauchte die gewöhnlichen Worte nur rhythmisch zu ordnen, und mit einer Reimuniform zu bekleiden und ein ganzes Heer von Poesieen erfand auf seinen Befehl. Und hierzu war die weiche und klingende schwäbische Mundart mit ihrer Treuherzigkeit und Naivität ganz besonders geeignet.

Wer von Ihnen, meine freundlichen Hörer, Gelegenheit hatte, einen Tyroler, Schweizer oder österreichischen Landmann sprechen zu hören, der wird gewiß zugeben, daß diese Mundarten einen gewissen Ton haben, der das Gemüth auf eine freundliche Weise berührt, von der man sich keine Nachenschaft geben kann, die aber einen wohlthätigen Eindruck macht.

Der heutige österreichische Dialekt ist zwar von dem schwäbischen ganz verschieden; indeß sind beide eines Ursprungs. Auch waren es namentlich die habsburgischen Kaiser, durch welche die süddeutsche Sprache im ganzen Mittelalter ihr Uebergewicht erhielt. Das letzte bedeutende Gedicht des Mittelalters, der berühmte Theuerdank, scheint sogar aus ner andern Feder geflossen, als aus der des Kaisers selbst. Es ist dieses derselbe Kaiser Maximilian, der in Brügge gefangen saß, und während die unruhigen Brügger sich draußen abmühten, um ihrem Herrn allerlei Schabernack zu spielen, saß inwendig der junge deutsche Kaisersohn und dachte vielleicht die Verse aus, die später in den berühmten Gedichten: „der weiße König“ und dem „Theuerdank“ unter fremdem Namen erschienen. Die heißköpfigen Brügger Bürger haben später ein gar theures Honorar für diese Verse zahlen müssen. Brügge ist die einzige Stadt in Belgien, der man es verzeihen muß, daß sie keine Vorliebe für deutsche Literatur besitzt!!

Was sagte aber der deutsche Norden hierzu? Ließ sich der Norden diese Herrschaft des Südens duldsam gefallen? Nichts weniger! Der deutsche Norden steht an Freiheitsmuth, an kriegerischer Tapferkeit und männlicher Kraft keinem andern nordischen Volke nach. Und der Ruhm seiner Waffen datirt sich nicht etwa erst seit dem siebenjährigen Kriege, oder seit den Jahren 1812 und 13 her; seine Helden hießen nicht immer Blücher, Schwerin und Friedrich der Zweite; noch ganz andere Eroberer sind aus dem nördlichen Deutschland ausgegangen: Kant, Fichte, Leibniz, Lessing! — Mit diesen Führern an der Spitze ist der deutsche Norden gar oft über den Süden hergefallen und hat ihn seinen Waffen unterworfen. — Den Sieg über die süddeutsche Mundart hat jedoch der

Digitized by Google

deutsche Norden durch seinen allerberühmtesten Führer erobert, durch Martin Luther.

Es ist leicht zu erachten, daß die schwäbische Mundart, so lange sie als Schriftsprache die Oberhand hatte, den Norddeutschen, welche diesen Dialekt nicht kannten, ihre Gesetze gewissermaßen gewaltthätig aufdrang. Die Norddeutschen suchten sich dieser Last so weit als möglich zu entziehen, und stückten eine ganze Reihe nordischer Worte in die süddeutsche Schreibart ein. Diese waren natürlicherweise wieder für die Süddeutschen unverständlich — und so entstand zwischen Sprache und Schrift eine immer weiter auseinanderlassende Spaltung. — Mit der Bibelübersetzung, welche Luther herausgab, tritt eine neue Zeitrechnung in unsre Sprache ein. Man muß keineswegs glauben, daß Luther der erste war, der sich an das große Werk wagte. Man hatte zwar schon früher vielfach sich bemüht, die heilige Schrift zu übersetzen, allein der süddeutsche Dialekt für die Erzeugnisse der Poesie so günstig, war sehr ungeschickt für den Ausdruck der Prosa. Die Bibel blieb daher dem Laien mit Recht entzogen. Luther in Eisleben geboren, bediente sich nun plötzlich der norddeutschen Ausdrucksweise, und erhielt dadurch vors Erste die eine Hälfte Deutschlands zu Lesern, die auch später als seine heißesten Anhänger sich gezeigt. Die heilige Schrift, die jetzt zum Kampfplatze der Meinungen wurde, ging plötzlich in Millionen Hände über. Je heftiger der Streit wurde, um desto heißhungeriger fiel man darüber her. Neugierde und Disputirsucht brachten das ehrwürdige Buch in die niedrigste Hütte, jeder glaubte sich selbst Einsicht zu verschaffen, sich selbst zu überzeugen; selbst das südliche Deutschland griff danach. Man las und las, und was man in dem fremden Dialekte nicht verstehen konnte, das suchte man zu errathen und zu ergrübeln. Auf diese Weise erlangte die norddeutsche Ausdrucksweise in kürzester Zeit eine unverhältnißmäßige Ausbreitung; die geistlichen Herren, welche die römischen Satzungen gegen Luther verfochten, waren genöthigt, sich seiner Sprache zu bedienen, und förderten so unwillkürlich seine Sache. Andererseits durchschaute Luther wohl, welch eine bedeutende Waffe die Bibelübersetzung für ihn geworden, seine Bemühung ging somit auch vorzüglich dahin, sich im Ausdruck nicht allzuweit vom Mittelwege der beiden Mundarten zu entfernen. In diesem Unternehmen wurde er vorzüglich durch den Umstand gefördert, daß sein Gefährte und Mitarbeiter Melancthon ein Süddeutscher war.

Melanchthon war bekanntlich viel gelehrter und humanistisch gebildeter als Luther; auch war sein Gemüth sanfter, und sein Charakter weniger hart und schneidend. Das Zusammenwirken dieser Beiden mochte vorzüglich das Resultat errungen haben, daß in jener Bibelübersetzung der Mittelweg wirklich gefunden worden ist. Die Folgen blieben nicht aus; alle jene norddeutschen Völkerschaften, die bisher von der Literatur ausgeschlossen waren, weil ihnen der Ausdruck fehlte, die Märker, die Schlesier u., die stürzten jetzt herein. Die Sprache wurde umgedeutet, umgewühlt, und in ganz neue Felber eingetheilt. Eine ganze Reihe von Schriftstellern beginnt auf dem neuen Dummelplatz sich herumzutreiben, und alle sind sie norddeutschen Ursprungs. Die Poesie im Süden verstummt allmählig, der schwäbische Ausdruck verschwindet aus Wort und Schrift, und sinkt endlich zum Patois, zum Provinzialdialekt herab. Und als Schiller und Göthe endlich erstehen, so finden sie, wie Corneille und Racine nichts mehr von der alten poetischen Sprache des Südens vor, und befestigen durch ihr Genie die nun einmal eingeführte Ausdrucksweise nur noch mehr in ihrer Herrschaft.

\* \* \*

Die Aehnlichkeit zwischen dem Gange der französischen und deutschen Sprache liegt somit klar vor Augen, dort wie hier war der südliche Ausdruck zuerst auf dem Throne. Dort wie hier ist er von der Mundart des Nordens verdrängt worden, und sonderbar genug, dort wie hier war es ein Religionsstreit, welcher den Umsturz herbeigeführt, dort die Abigener, hier die Reformation.

Noch eine ganze Reihe von Aehnlichkeiten wäre hervorzuheben: zwischen Mönard und Ditz; zwischen Malherbes und Gottsched, zwischen Diderot und Lessing — doch ich darf nur flüchtig skizziren.

Eine Beziehung jedoch muß ich noch hervorheben, denn sie betrifft Belgien. —

Das heutige Hochdeutsche, welches die allgemeine Schrift- und Literatursprache ist, hat seinen Ursprung in der sächsischen Mundart, von welcher das Niedersächsische, das Flämändische ein näher Verwandte ist. Das Flämändische, welches wir in Belgien sprechen hören, unterscheidet sich von dem Hochdeutschen darin, daß es da stehen geblieben ist, wo es vor Jahrhunderten stand; und wo ihm das Schwert Alba's die Füße abgehauen hat. Die deutsche Sprache ist indessen mit rüstigen Gliedern vorwärts geschritten, bis sie die Höhe erreicht hat, auf welcher sie heute steht, während

das Flämändische wie ein altes Mütterchen am Wege sitzen geblieben ist. Aber immerhin ist es ihr Enkel, ein Sprößling, der aus ihrem Schoße hervorgegangen ist, der jetzt in Deutschland auf dem Throne sitzt. In Frankreich ist es die *langue d'oïl* welche die Herrschaft behauptet hat. Die Bezeichnung *langue d'oïl* erklärt der Literaturhistoriker Baron als: die Sprache der Gaullen und Wallonen (*Oil, Gaëls, Waïles, Wal-lons*). so sehen wir denn in Deutschland ein Kind des Flämändischen, in Frankreich ein Kind des Wallonischen das Zepter führen. Wahrlich die alte Mutter Belgien kann zufrieden sein. \*)

Wenn wir nun aber im Allgemeinen angenommen, daß die wörtliche Ausdrucksweise mehr den Aeußerungen des Verstandes, als denen des Gefühls günstig ist, und deshalb daß die französische Sprache in consequenter Weise eine Sprache ist, welche mehr von dem Geist, als von der Empfindung durchströmt wird, so könnte man fragen: wie kommt es, daß man der deutschen Sprache nicht denselben Vorwurf machen kann, da doch in ihr gleichfalls die nördliche Ausdrucksweise die Oberhand gewonnen? Diese Frage glaube ich nicht besser beantworten zu können, als indem ich auf ein früher gebrauchtes Gleichniß zurückkomme. Ich habe die südliche Mundart ein Weib genannt, und die nördliche einen Mann. Nun denn, in Frankreich hat sich die südliche Mundart schon im dreizehnten Jahrhundert mit der nördlichen vermählt, sie war damals noch ein junges Mädchen, unerfahren und ohne Kenntniß ihres Rechtes und ihres Werthes; da wurde es dem Manne leicht, seinen Willen geltend zu machen, und als ein Alleinherrscher sich zu proklamiren. In Deutschland hingegen verehelichte sich die südliche Sprache mit der nördlichen erst im sechszehnten Jahrhundert; sie war reifer, gebildeter, hatte mehr Selbstbewußtsein, ihre Stellung im Volke war sicherer, ihre Freunde waren mächtig und zahlreich, und als der Mann sich mit ihr verband, da mußte er ihr gar mancherlei Zugeständnisse machen. Nicht mit ihrer ganzen Morgengabe durfte er willkürlich verfahren, ein guter Theil mußte angewendet werden, wie sie es verlangte, und wie es früher in ihrem väterlichen Hause Sitte war. So kommt es, daß in der deutschen Sprache noch immer ein reicher Schatz von alten Goldwörtern unberührt, und uneingeschmolzen aufbewahrt liegt. Hier und da hat sich zwar die Form einzelner Mün-

\*) Die Einwendung, die hier zu machen wäre, möge man durch die Berücksichtigung des Auditoriums mobilisiren.

zen etwas gedrückt und krumm gebogen, aber das Gepräge hat sich erhalten.

Der süddeutschen Mundart dankt unsere Sprache vor Allem den außerordentlichen Reichthum an sinnlichen, veranschaulichenden Worten. Jean Paul erzählt, daß er sich einst ein Wurzelregister der deutschen Zeitwörter gemacht hat. Für die Begriffe der Bewegung nach einem Orte hin, hat der Deutsche nicht weniger als 150 Worte: gehen, schreiten, wandeln, rennen &c. Denkt man sich nun diese 150 Worte durch die Vorsehlsilben, be-, an-, ein-, auf-, vor-, &c. &c. vermehrt, so wächst die Zahl ins Unendliche.

Um die unermesslichen Reichthümer mit einem Striche zu bezeichnen, brauche ich nur folgende Thatfache Ihnen vorzuführen. Die reiche griechische Sprache hat im Ganzen zwei hundert fünf und sechszig einsylbige Stammwörter, die lateinische hat ihrer bloß hundert drei und sechszig, die deutsche aber hat zwei tausend ein hundert siebenzig. — Zwei tausend ein hundert und siebenzig einsylbige Stammwörter! Und nun denke man sich die zwei-, drei-, vier-, fünfsylbigen, und nun gar die Anschraub-Syllben ge-, be-, vor-, auf-, vor-, die wie die Ansehlücke bei einem Waldhorn immer eine neue Tonart, eine neue Bedeutung hervorbringen. Denke man hiezu die Tausende von zusammen-gesetzten Wörtern und man wird einen Begriff von der Unendlichkeit dieser Sprache erhalten. „Man rühmt den deutschen Gelehrten als gründlich und vollständig, sagt unser berühmter Humorist, aber wenn auch alle deutsche Bücher vollständig wären, ein deutsches Wörterbuch kann man nicht vollständig machen, wenn man nicht jedes halbe Jahr neue Supplemente machen will.“ Es klingt fabelhaft, wenn man hört, daß zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo unsere Sprache doch bereits großjährig war und alle Zähne hatte, daß damals Campe in seinem Verdeutschungs-Wörterbuche uns auf nicht weniger als sechszig tausend neue Worte aufmerksam machte. Noch unglaublicher klingt es, daß seit Campe noch dreimal soviel Worte eingeführt wurden. Welch eine Sprache, in welcher zweimal hunderttausend Bäume so plötzlich aus dem Boden wachsen! Und man muß ja nicht glauben, daß man solchen Worten den neugebackenen Abelsbrief ansieht. Wer denkt z. B. bei dem Worte Schriftsteller, daß es vor hundert Jahren noch nicht auf der Welt war; wer denkt bei dem Worte Zerbild, daß man vor fünfzig Jahren es noch nicht kannte? Daß das Wort beginnen erst durch Lessing das Bürgerrecht erhielt? Und auf dem Kirchhofe des alten schwäbischen, süddeutschen Dialects lie-

gen Tausende von Worten scheinbar begraben? — Man braucht nur die Erde aufzurütteln, sie steigen lebensfrisch aus ihren Gräbern. Und hierin liegt wieder eine Hauptverschiedenheit von der französischen Sprache. Bei den Franzosen sind die alten Worte mausetod. Der immer vorwärts stürzende Charakter der Nation liebt es wenig, sich umzusehen und nichts ist ihm verhasster, als was er hinter sich geworfen hat. Wie in den Gräbern von St. Denis die Gebeine der alten Könige von der Revolution herausgerissen und zerstreut wurden, so sind auch die Worte der alten Sprache von Oe unwiederbringlich dahin. Der Deutsche bleibt seinem conservativen Charakter auch in der Sprache treu; er ehrt die Königsgräber seiner alten Mundart und wo es möglich wird, da setzt er ihre Nachkommen wieder in die alten Rechte ein. Wer von den heutigen französischen Schriftstellern könnte es wagen, alte Worte wie z. B. *œillet* (ein Auglein) *bracellet* (ein Ärmchen) einzuführen? — Und doch wie viel nasper, kürzer und poetischer sind diese Diminutive als: *un petit œil*, *un petit bras*. Der Deutsche nimmt keinen Anstand in solchen Dingen. Man gebe uns neue Begriffe, die Worte dazu haben wir immer im Vorrath; der Franzose ist bei neuen Gedanken immer in die Nothwendigkeit gesetzt, in die herkömmliche Form sie zu gießen und nicht immer ist diese weit genug sie einzurahmen.

Daher kommt es auch, daß die französische Literatur bisher keine genügende Uebersetzung für die Meisterschöpfungen fremder Poesie, Shakespeares Byrons, Göthes besitzt. Der Deutsche kann alles übersetzen, Alles! So stehen denn die beiden Sprachen gegeneinander wie der Besitzer eines mächtigen Vermögens gegenüber einem Zauberer, der mit seiner Wunschelruthe verborgene Schätze aus dem Boden schafft.

Und hier, meine verehrten Hörer, müssen wir auch gerecht sein, und das Bekenntniß ablegen, daß es der französischen Sprache gelungen ist, mit ihrem mächtigen Vermögen Großes und Unerreichtes zu wirken. Die französische Sprache ist das Muster einer trefflichen Hausfrau. Eben weiß ihr Haus kleiner, weil ihre Nebenüben sparsamer, als die ihres Nachbarn sind, war sie darauf hingewiesen, mehr Ordnung in ihr Hauswesen zu bringen und jeden Winkel zu benützen. Wie ist da alles so nett, so blank gepußt, so schön geordnet, wie stehen da die Geräthe jedes an seinem rechten Orte, wie freundlich und anlockend blinken Flur und Gemächer, während bei dem reichen Nachbar alles in genialer Wirrung durcheinander liegt, und die Gold- und Purpurstoffe auf dem Boden sich wälzen.

Der Reichthum der deutschen Sprache ist ihr in vieler Beziehung, sogar

verderblich geworden; mancher unserer Schriftsteller, der die gehörige Anwendung nicht verstand, ist durch ihn zu Grunde gegangen. Ich habe auf dem Theater oft bemerkt, daß ein schlechter oder mittelmäßiger Schauspieler, der einen römischen Helden vorzustellen hatte, am meisten durch den Römermantel genirt wurde. Das Kleid war ihm zu weit, und da er die Kunst des Faltenwurfs nicht verstand, so kam ihm ungeschickter Weise der Mantel immer zwischen die Beine, er warf ihn hin und her, und einer sogar stolperte darüber und fiel zur großen Belustigung des Publikums zu Boden. Gerade so geht es bei uns manchem Schriftsteller. Die Sprache ist ihm zu weit er kann sie nicht drapieren, er will den Mantel kühn über die Schulter werfen, verliert das Gleichgewicht und verdirbt sich selbst die Rolle. In dem weiten Raum, der unserer Sprache ausgebreitet ist, verirren sich kleine Geister und mittelmäßige Köpfe gar leicht und die deutsche Literatur zählt deshalb vielmehr verlorne Kinder als jede andere.

Aber das Genie, der kühne schöpferische Geist findet da für seine ritterlichen Fahrten, den breitesten und üppigsten Spielraum. Klopstock, Göthe, Schiller, Jean Paul, wären aus jeder andern Sprache vielleicht nicht so erhaben empor gestiegen, als aus der, welche für ihre gigantische Denkraft hinlänglich Raum und Ausdehnung besitzt. Und hierin sind wir den Franzosen wieder entgegengesetzt. Die französische Sprache ist für die allgemeine Bildung sehr günstig, eben weil die Grenzen enger gezogen sind, kann man leichter mit dem Innern vertraut sein, eben weil der Mantel nicht so viele Falten zuläßt, ist er um so sicherer umzuschlagen. Der mittelmäßige französische Schriftsteller ist in Bezug auf Form und Styl immer noch ein überragendes Muster für Schriftsteller seines Ranges bei andern Nationen. Der deutsche Autor erhält von seiner Sprache nur die Worte vereinzelt, der französische Autor bekommt die Worte zum großen Theil in Redeformen schon zusammengesetzt; in Redeformen, welche die Gesellschaft seit Jahrhunderten ausgebildet und adoptirt hat.

Nie kann daher der schlechte französische Schriftsteller so ausarten, wie der schlechte deutsche. Doch das Genie, der außergewöhnliche Kopf, belebt von dem Drange Neues zu schaffen, der fühlt sich in dieser engen Form gedrückt, seine lebensfrohe Kraft verlangt einen freien Raum zur Entwicklung, und er sieht sich eingeschnürt in gesellschaftliche Wortformen in eine Sprache, wo aus jeder Phrase ein Jermonkenmeister tritt, und ihm zuruft: das ist nicht Sitte, deine Schritte sind zu stark, auf diesen Teppichen geht man leise, bei diesem Worte machst Du eine Verbeugung und jenes sprichst Du gar nicht aus. Der deutsche Leser läßt die Anforderungen an

die Form weit, weit hinter den Anforderungen an den Geist zurück, der Gedanke des Autors hat somit ein freies Recht sich zu entwickeln; der französische Leser stellt die Ansprüche an die Form des Gesagten, fast eben so hoch als an das Gesagte selbst. Nicht jeder Denker ist aber zugleich Redekünstler, so wie nicht jeder große Maler zu gleicher Zeit Colorist sein kann. Auf diese Weise gehet mancher große Geist spurlos an der Nation vorüber. Denn der französische Leser verlangt, daß der Autor von seiner Höhe zu ihm herabsteige, die Sprache ist für ihn ein Gesetz, welches Allen Gleichheit verleiht, und er wacht über diese Gleichheit mit so strengrichtenden Ohren, daß der leiseste Akt von Absolutismus, den sich der Schriftsteller erlanbt, ihn stürzen kann. Bei den Deutschen umgekehrt, regiert der Autor den Leser, er verlangt daß der Leser, sich die Mühe nehme, zu ihm hinauf zu klettern, um ihn zu begreifen. Er betrachtet den poetischen Geist, der ihn beseelt, als von „Gottes Gnaden“ ihm gegeben, und erkennt die Gleichheit der Sprache nicht an, er unterwirft sich nicht blindlings ihren Gesetzen, sondern ändert sie, wo es ihm nöthig scheint. Beides hat eben so große Nachteile als Vortheile und in beiden Literaturen ist das Bestreben sichtbar, diese auszugleichen. Die große Frage, welche in unserer Zeit manches Land bewegt, die Frage: wie schafft man ein starkes Gouvernement, ohne den Rechten des Volkes nahe zu treten, ist keineswegs bloß eine politische Frage, es ist auch eine literarische. In Frankreich und in Deutschland fragt die Literatur: Wie verschafft und erhält man dem Autor das Recht, seine höhere Individualität, seine bessere Ansicht geltend zu machen, ohne dabei die Leser zu drücken, ohne dabei die Gesetze der Sprache und der Nationalansprüche zu verletzen?

Die Bestrebungen diese Frage zu lösen, bilden das Element der sogenannten modernen Literatur, und diese Bewegungen zu schildern, nur wie weit sie unsere Literatur vorwärts gebracht oder rückwärts geworfen, sei der Inhalt meiner nächsten Vorlesungen.